

Von Clive Barker sind bei der Edition Phantasia erschienen:

SPIEL DES VERDERBENS (1987, limitierte Ausgabe, vergriffen)  
DIE BÜCHER DES BLUTES 1–6 (1987–1991, limitierte Ausgabe  
vergriffen)  
DER DIEB DER ZEIT (1994, limitierte Ausgabe)  
DAS SAKRAMENT (1998, limitierte Ausgabe)

Clive Barker

## Cabal

Aus dem Englischen  
von Joachim Körber

PHANTASIA  
PAPERBACK  
HORROR

Phantasia Paperback – Horror  
BAND 3005

I. Auflage – Juli 2005

FÜR ANNIE

Titel der Originalausgabe:

*Cabal*

© 1988 by Clive Barker

Published by arrangement with the author, c/o Intercontinental Literary Agency,  
London

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die Edition Phantasia, Körber & Kohnle GbR, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2005 bei Edition Phantasia, Bellheim

Umschlagbild: Frank Fiedler

Satz, Layout: Edition Phantasia

Gesamtherstellung:

ISBN 3-937897-15-1

[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

*Wir sind alle imaginäre Tiere...*

DOMINGO D'YBARRONDO  
Bestiarium der Seele

# Inhalt

## Teil Eins LOCO

1	Die Wahrheit	13
2	Akademie	21
3	Der Schwärmer	27
4	Der Friedhof	35
5	Ein anderer Affe	41
6	Tönerne Füße	47

## Teil Zwei DER TOD IST EIN FLITTCHEN

7	Schwere Wege	53
8	Wo er fiel	61
9	Berührt	67
10	Sonne und Schatten	73

## Teil Drei DUNKLE ZEITEN

11	Der Ort der Pirsch	87
12	Oben und unten	97
13	Das prophetische Kind	109
14	Tabernakel	115

## Teil Vier HEILIGE UND SÜNDER

15	Die Totenglocke	125
16	Jetzt oder nie	135
17	Delirium	141
18	Der Zorn der Rechtschaffenen	151

**Teil Fünf DIE GUTE NACHT**

19	Ein unfreundliches Gesicht . . . . .	159
20	Getrieben . . . . .	165
21	Das Verlangen . . . . .	171
22	Triumph der Maske . . . . .	185
23	Die Qual . . . . .	195
24	Cabal . . . . .	205
25	Fliehe mit mir . . . . .	213

**Teil Eins**

LOCO

*Ich wurde lebend geboren.  
Ist das nicht Strafe genug?*

MARY HENDRICKSEN  
während ihrer Verhandlung  
wegen Muttermordes

## Die Wahrheit

Daß von allen hastigen und mitternächtlichen Versprechen, die im Namen der Liebe gemacht wurden, keines gewißlicher gebrochen wurde als: *Ich werde dich nie verlassen*, wußte Boone jetzt.

Was einem die Zeit nicht unter der Nase wegstahl, stahlen die Umstände. Es war vergebens, etwas anderes zu hoffen; vergebens zu träumen, daß einem die Welt irgend etwas Gutes tun wollte. Alles Wertvolle, alles, woran man sich seiner geistigen Gesundheit zuliebe klammerte, verdarb oder wurde einem auf lange Sicht entrissen, und der Abgrund klappte unter einem, wie er jetzt für Boone klappte, und plötzlich war man – ohne auch nur den Hauch einer Erklärung – einfach verschwunden. Zum Teufel gegangen oder Schlimmeres, trotz Liebesbeteuerungen und allem.

Seine Einstellung war nicht immer so pessimistisch gewesen. Es hatte eine Zeit gegeben – das war noch gar nicht so lange her –, da hatte er gespürt, wie sich die Last seines Zorns gehoben hatte. Weniger psychotische Episoden, weniger Tage, an denen ihm danach zumute gewesen war, sich die Pulsadern aufzuschlitzen, anstatt die Stunden bis zur nächsten Verabreichung seiner Medizin auszuhalten. Es schien eine Chance bestanden zu haben, glücklich zu werden.

Diese Aussicht hatte ihm die Beteuerung seiner Liebe entlockt, dieses: »*Ich werde dich nie verlassen*«, das er in Loris Ohr geflüstert hatte, als sie in dem schmalen Bett lagen, von dem er sich nie hätte träumen lassen, daß einmal zwei darin liegen würden. Die Worte waren nicht in den Wehen heftigster Leidenschaft hervorgebracht worden. Ihr Liebesleben war, wie so vieles zwischen ihnen, von Problemen überfrachtet. Aber wo ihn andere Frauen aufgegeben und sein Versagen nie verziehen hatten, war sie beharrlich geblieben: hatte ihm gesagt, sie hätten genügend Zeit, es in Ordnung zu bringen, alle Zeit der Welt. Ich bin bei dir, solange du es willst, schien ihre Geduld ihm gesagt zu haben.

Niemand hatte je eine solche Verpflichtung angeboten; und er wollte eine als Gegenleistung bieten. Diese Worte: »*Ich werde dich nie verlassen*.« Das war sie.

Die Erinnerung daran, und an ihre Haut, die in der Düsternis seines Zimmers fast leuchtend gewesen war, und an das Geräusch ihres Atems,

als sie endlich neben ihm einschlief – das alles hatte immer noch die Kraft, sein Herz zu packen und zu drücken, bis es schmerzte.

Er sehnte sich danach, von den Erinnerungen und den Worten frei zu sein, da ihm die Umstände jetzt jegliche Hoffnung auf ihre Erfüllung genommen hatten. Aber sie würden nicht vergessen werden. Sie verweilten, um ihn mit seiner Schwäche zu quälen. Sein schwacher Trost war, daß *sie* – da sie wußte, was sie über ihn wissen mußte – daran arbeiten würde, die Erinnerung auszulöschen; und daß sie mit der Zeit Erfolg haben würde. Er hoffte nur, sie würde die Unwissenheit bezüglich seiner selbst verstehen, als er das Versprechen ausgesprochen hatte. Er hätte diesen Schmerz niemals riskiert, hätte er bezweifelt, daß die Gesundheit endlich in seiner Reichweite war.

Träum weiter!

Decker hatte diesen Selbsttäuschungen ein abruptes Ende bereitet, als er an jenem Tag die Praxistür abgesperrt, die Jalousien vor den Frühlingssonnenschein von Alberta gezogen und mit einer Stimme, die kaum lauter als ein Flüstern war, gesagt hatte:

»Boone. Ich glaube, wir sind in schrecklichen Schwierigkeiten, Sie und ich.«

Boone sah, daß er zitterte, eine Tatsache, die sich bei einem so gewaltigen Körper nicht leicht verbergen ließ. Decker hatte die Physis eines Mannes, der die Angst des Tages in einer Sporthalle ausschwitze. Nicht einmal seine stets anthrazitfarbenen Maßanzüge konnten seine Masse zähmen. Das hatte Boone am Anfang ihrer gemeinsamen Arbeit nervös gemacht; die körperliche und geistige Autorität des Doktors hatte ihn eingeschüchtert. Jetzt fürchtete er das Scheitern dieser Kraft. Decker war ein Fels; er war Vernunft; er war Ruhe. Diese Angst lief allem zuwider, was er über den Mann wußte.

»Was ist los?« fragte Boone.

»Setzen Sie sich, ja? Setzen Sie sich, dann sage ich es Ihnen.«

Boone tat, wie ihm geheißen worden war. In seiner Praxis war Decker der Herr. Der Doktor lehnte sich in seinem Ledersessel zurück und atmete durch die Nase, sein Mund war zu einer abwärts gekrümmten Kurve versiegelt.

»Sagen Sie mir ...« sagte Boone.

»Wo soll ich anfangen?«

»Irgendwo.«

»Ich dachte, es ginge Ihnen besser«, sagte Decker. »Das dachte ich wirklich. Dachten wir *beide*.«

»Ich denke es noch«, sagte Boone.

Decker schüttelte unmerklich den Kopf. Er war ein Mann mit bemerkenswerter Intelligenz, aber davon zeigte sich wenig in den dichtgedrängten Zügen, es sei denn vielleicht in den Augen, die in diesem Moment nicht den Patienten ansahen, sondern den Tisch zwischen ihnen.

»Sie haben angefangen, bei Ihren Sitzungen zu reden«, sagte Decker, »über Verbrechen, die Sie Ihrer Meinung nach begangen haben. Erinnern Sie sich daran?«

»Sie wissen, daß ich mich nicht erinnere.« Die Trancen, in die Decker ihn versetzte, waren zu tief: »Ich erinnere mich nur, wenn Sie das Band abspielen.«

»Von diesen werde ich keine abspielen«, sagte Decker. »Ich habe sie gelöscht.«

»Warum?«

»Weil ... ich Angst habe, Boone. Um Sie.« Er machte eine Pause. »Vielleicht um uns beide.«

Der Riß in dem Fels wurde breiter, und Decker konnte nichts tun, um ihn zu verbergen.

»Was *sind* das für Verbrechen?« fragte Boone.

»Morde. Sie sprechen wie besessen davon. Zuerst dachte ich, es wären Traumverbrechen. Sie hatten immer eine Ader der Gewalt in sich.«

»Und jetzt?«

»Jetzt fürchte ich, daß Sie sie tatsächlich begangen haben könnten.«

Es folgte ein längeres Schweigen, während Boone Decker mehr verwirrt als wütend studierte. Die Jalousien waren nicht ganz heruntergezogen. Ein Streifen Sonnenlicht fiel über ihn und auf den Tisch zwischen ihnen. Auf der Glasplatte standen eine Flasche stilles Wasser, zwei Schwenker und ein großer Umschlag. Decker beugte sich nach vorn und hob ihn hoch.

»Was ich jetzt mache, ist wahrscheinlich auch ein Verbrechen«, sagte er zu Boone. »Vertraulichkeit bei Patienten ist eines, aber einen Killer zu schützen etwas anderes. Aber ein Teil von mir fleht immer noch zu Gott, daß es nicht wahr ist. Ich möchte glauben, daß ich erfolgreich war. Daß *wir* erfolgreich waren. Gemeinsam. Ich möchte glauben, daß es Ihnen gut geht.«

»Es *geht* mir gut.«

Statt einer Antwort riß Decker den Umschlag auf.

»Ich möchte gern, daß Sie sich das hier für mich ansehen«, sagte er, glitt mit der Hand in den Umschlag und förderte einen Stapel Fotografien ans Licht.

»Ich warne Sie, sie sind nicht angenehm.«

Er legte sie auf sein Spiegelbild – so gedreht, daß Boone sie betrachten konnte. Seine Warnung war gut gewesen. Das erste Bild auf dem Stapel war wie ein körperlicher Angriff. Als er es sah, stieg eine Angst in ihm empor, wie er sie nicht mehr empfunden hatte, seit er in Deckers Obhut gekommen war: daß das Bild ihn *besitzen* könnte. Er hatte Stein für Stein eine Mauer gegen diesen Aberglauben gebaut, aber jetzt bebte sie und drohte einzustürzen.

»Es ist nur ein Bild.«

»Das stimmt«, antwortete Decker. »Es ist nur ein Bild. Was sehen Sie?«

»Einen toten Mann.«

»Einen ermordeten Mann.«

»Ja. Einen ermordeten Mann.«

Nicht einfach ermordet: abgeschlachtet. Das Leben in rasender Wut mit Stichen und Schlitzern aus ihm herausgeschlachtet, sein Blut mit der Klinge, die seinen Hals zerfetzt, sein Gesicht verwüstet hatte, an die Mauer hinter ihm geschleudert. Er hatte lediglich Unterhosen an, so daß man die Verletzungen an seinem Körper trotz des vielen Blutes mühelos zählen konnte. Genau das tat Boone jetzt, damit das Entsetzen ihn nicht überwältigte. Nicht einmal hier, in diesem Zimmer, wo der Doktor aus dem Block des Zustands seines Patienten ein anderes Selbst gemeißelt hatte, hatte Boone jemals so am Grauen gewürgt, wie er jetzt würgte. Er schmeckte das Frühstück in seinem Hals, oder die Mahlzeit vom Vorabend, die wider die Natur aus seinen Eingeweiden emporstiegen. Scheiße in seinem Mund, gleich dem Schmutz dieser Tat.

*Zähle die Wunden*, sagte er zu sich; tu so, als wären sie Perlen eines Abakus. Drei, vier, fünf in Unterleib und Brust: Eine besonders zerfetzte, mehr ein Riß als eine Wunde, klaffte so weit, daß die Innereien des Mannes herauschauten. Zwei weitere an der Schulter. Und dann das Gesicht, von Schnittwunden entstellt. So viele, daß man ihre Zahl nicht einmal schätzen konnte, nicht einmal der teilnahmslose Beobachter. Sie machten das Opfer völlig unkenntlich: Augen herausgerissen, Lippen aufgeschlitzt, die Nase in Fetzen.

»Genug?« fragte Decker, als wäre diese Frage nötig gewesen.

»Ja.«

»Es gibt noch viel mehr zu sehen.«

Er deckte das zweite auf und legte das erste neben den Stapel. Dieses zeigte eine auf einem Sofa liegende Frau, deren Ober- und Unterleib auf eine Weise verdreht waren, die die Natur nicht zugelassen hätte. Sie war zwar

wahrscheinlich nicht mit dem ersten Opfer verwandt, aber der Schlächter hatte eine garstige Ähnlichkeit erzeugt. Diese Lippenlosigkeit, dieselbe Augenlosigkeit. Sie waren von verschiedenen Eltern geboren worden, aber sie waren Geschwister im Tod, von derselben Hand vernichtet.

Und ich bin ihr Vater? überlegte sich Boone.

»Nein«, lautete die Antwort seines Innersten. »Das habe ich nicht getan.«

Aber zwei Dinge hinderten ihn daran, sein Leugnen in Worte zu kleiden. Zunächst einmal wußte er, Decker würde das Gleichgewicht seines Patienten nicht in dieser Weise gefährden, wenn er nicht gute Gründe dafür hatte. Zweitens war das Leugnen wertlos, da sie beide wußten, wie leicht sich Boones Verstand in der Vergangenheit selbst getäuscht hatte. Selbst wenn er für diese Scheußlichkeiten verantwortlich war, herrschte keine Gewißheit, ob er es wissen würde.

Daher wahrte er sein Schweigen und wagte nicht, zu Decker aufzusehen, weil er fürchtete, den Fels zertrümmert zu sehen.

»Noch eines?« sagte Decker.

»Wenn wir müssen.«

»Wir müssen.«

Er deckte ein drittes Foto auf und ein viertes, legte die Bilder wie Karten bei einer Tarotsitzung auf den Tisch, nur war in diesem Fall jede einzelne der Tod. In der Küche, vor der offenen Kühlschrankschranktür. Im Schlafzimmer, neben Lampe und Wecker. Oben auf der Treppe; vor dem Fenster. Die Opfer waren jeden Alters, jeder Hautfarbe; Männer, Frauen und Kinder. Welcher Dämon auch immer dafür verantwortlich war, er traf keinerlei Unterscheidungen. Er löschte das Leben einfach aus, wo immer er es fand. Nicht schnell; nicht rationell. Die Zimmer, in denen diese Menschen gestorben waren, legten ein deutliches Zeugnis ab, wie der Killer in bester Laune mit ihnen gespielt hatte. Möbel waren umgeworfen worden, als sie sich bemühten, dem *coup de grace* zu entgehen, ihre blutigen Fingerabdrücke waren auf Wänden und gestrichenen Flächen zu sehen. Einer hatte einen Finger an der Klinge verloren, hatte möglicherweise danach gegriffen; die meisten waren ihrer Augen verlustig gegangen. Aber keiner war entkommen, wie tapfer ihr Widerstand auch gewesen sein mochte. Letztendlich waren sie alle gefallen, waren in ihre Unterwäsche verschlungen oder hatten hinter einem Vorhang Zuflucht gesucht. Waren schluchzend gefallen; waren würgend gefallen.

Es waren alles in allem elf Fotos. Jedes anders – große und kleine Zimmer, nackte und bekleidete Opfer. Und doch alle gleich: Bilder modellierten Wahnsinns, die aufgenommen worden waren, nachdem der Bildhauer bereits wieder gegangen war.